

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 63 (1992)
Heft: 11

Artikel: 125 Jahre Zürcherische Pestalozzistiftung : Splitter aus unserer 125jährigen Geschichte. 2. Teil
Autor: Loosli, Dieter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-811019>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Splitter aus unserer 125jährigen Geschichte

2. Teil

Nicht unerwartet, trotzdem uns alle überraschend, kam am 2. September der Mobilisationsbefehl. Es hatten einzurücken der Hausvater, beide Knechte und beide Pferde. Die Lehrer, im Hilfsdienst eingeteilt, konnten bleiben. Wenige Tage nur vor dieser denkwürdigen Stunde fuhr der letzte Erntewagen mit Sommerweizen in unsere Scheune; noch waren alle Herbsterntearbeiten zu besorgen. Schon nach wenigen Wochen wurde uns wieder einer unserer Knechte, sowie auch ein Pferd, zur Verfügung gestellt. Zusammen mit einer Aushilfskraft konnten die Herbstarbeiten, wenn auch durch das anhaltend schlechte Wetter verzögert, erledigt werden. Der Hausvater steht auch heute noch nach sieben Monaten mit nur wenigen Urlaubstagen Unterbruch im Aktivdienst. Not macht hilfsbereit, das durften auch wir erfahren. Vielerorts wurde uns Hilfe angeboten. Grosse Mehrbelastung an Arbeit und Verantwortung fiel auf unsere Hausmutter, die zusammen mit unsern Mitarbeitern mutig und tapfer das Steuer übernahm. Aber auch die Buben selbst versprachen, wacker mitzuhelfen. Doch der aussergewöhnliche Zustand wurde zum Dauerzustand – das Kind gewöhnt sich sehr rasch an neue Verhältnisse –, so dass der gute Wille da und dort im Laufe der Monate erlahmte.

*

Pestalozzi lebt. In der Hügellandschaft des Knonauer Amts, oberhalb der Bahnstation Knonau, rings um den Bauernhof «Langacker», kann man ihm begegnen. Denn das im Auftrag der Zürcherischen Pestalozzistiftung von den Architekten Hubacher und Issler in den letzten Jahren erstellte Erziehungsheim trägt nicht nur seinen Namen, sondern atmet von den Kaninchenställen bis zu den Schulzimmern seinen Geist. Es ist ein eigentliches Dorf. Die Häuser, für welche konsequent die drei Baumaterialien Sichtbeton, Holz und Asbestzement-«Eternit» verwendet wurden, fügen sich harmonisch in die Gegend.

*

Nicht alle Tiere eignen sich, ich möchte fast sagen, für den Heimdienst. Es kommt eben immer wieder vor, dass die Buben die Tiere quälen. So lieb sie mit ihnen umgehen können, so heftig können sie gegen sie sein. Den besten Kontakt vermitteln die Tiere, welche wenig oder keine aggressiven Eigenschaften besitzen, Tiere, die dulden können. Es ist erstaunlich, wie viele Buben eine Kuh als Lieblingstier bezeichnen. Man würde eher an Pferde, Kälblein, Katzen oder Kaninchen denken. Aber nein, sie hängen an Kühen, und zwar sind es vorwiegend Stadtbuben. Es sind auch Stadtbuben, die im Stalle arbeiten und melken lernen wollen. Einer von ihnen schrieb in einem Aufsatz: «... Mein liebstes Tier ist eine Kuh. Sie ist ein gutmütiges, einem nichts zuleide tuendes Tier. Am Morgen, wenn ich eine Arbeit im Stall oder in der Scheune zu besorgen habe, stelle ich mich immer vor die Krippe und schaue zu, wie die grossen Tiere mit ihren Zungen das Gras oder Heu in den Mund holen und vergnügt und ruhig Knollen um Knollen in den Magen gleiten lassen. Ich kann der Kuh auch alles erzählen. Sie nimmt es ruhig hin und gibt es keinem Lebewesen preis...»

*

Der Speisezettel nimmt auch nicht so viel Raum ein, als dass wir ihn hier weglassen müssten. Er lautet wie folgt:

Frühstück: Milch oder Café, Brod mit Kartoffeln.

Mittagessen: zweimal wöchentlich Fleisch, dazu Suppe, Gemüse und Brod; an den Nicht-Fleischtagen: Suppe mit zwei Gemüsen oder eine Mehlspeise mit Obst.

Abendbrod: wie in der Regel auch (zur Zeit der Feldarbeit stets) ein Morgenbrod zwischen 8 und 9 Uhr: 1 Stück Brod mit Most oder Obst

Nachtessen: Milch oder Café; Kartoffeln und Schabzieger.

*

Wir hatten alle drei Wochen einen Ausgangssonntag. So stand es allerdings auf dem Papier, in Wirklichkeit wurde der Ausgang oft mit den fadenscheinigsten Begründungen unterbunden. Hat man schmutzige Schuhe, so ist die Zeit zum Putzen, Waschen und ins Bett gehen unbedingt zu kurz, und das «Draussen stehen» ist wohl nicht das geeignete Mittel, um das gegenseitige Vertrauen zu stärken. Die Fähigkeiten jedes Einzelnen werden zu wenig stark berücksichtigt, und das Selbstbewusstsein zu wenig gefördert. Leider konnte ich nie etwas bemerken, das gegen Onanie unternommen wurde. Ich weiss, dass gerade das Problem, das nicht ernst genug genommen werden kann, von beinahe unüberwindlichen Schwierigkeiten begleitet ist. Doch könnte vielleicht durch eine vorsichtige Aufklärung und ein Auseinanderhalten der meist gefährdeten Zöglinge eine wirksame Verbesserung erzielt werden. Das jedoch bedingt wieder kleinere Heime und zum Beispiel kleinere Schlafzimmer. Bei einer so grossen Zahl von Zöglingen ist es für die Verwaltung unmöglich, eine genaue Übersicht zu wahren.

*

Unsere Zöglinge sind schon einige Jahre in der Unfallversicherung, glücklicherweise, ohne dass wir die Versicherung bisher hätten ernstlich in Anspruch nehmen müssen. Man möchte nur wünschen, auch für die mannigfachen Werkzeuge und Geräte, welche die Knaben in die Hand bekommen, eine Unfallversicherung zu besitzen.

Die Mistgabel wird zu Turnzwecken in ein Mauerloch gesteckt. Wenn dann beim Aufzug der überlastete Stiel bricht, kommt der Sünder und lügt, die Gabel sei von der Diele gefallen, bis durch Probe an Ort und Stelle die falsche Behauptung ad absurdum geführt wird.

*

Besonderes Augenmerk müssen wir den Beziehungen zwischen den Mitarbeitern einerseits und dem Verhältnis zwischen Mitarbeitern und Hauseltern andererseits schenken. Es ist gewiss nicht immer leicht, den Anforderungen, welche an ein gutes Team im Erziehungsheim gestellt werden, zu genügen. Auch da kann die Verschiedenheit der Herkunft, Ausbildung und charakterliche Eigenart zum Prüfstein werden. Es muss uns aber klar werden, dass gerade die selbstlose Anpassung und die Einordnung in das gemeinsame Erziehungsziel wesentlich zumacherfolg beiträgt. Spannungen, hervorgerufen durch Missgunst, Nicht-verstehen oder falsch verstandenem Ehrgeiz können sich auf das Kind sehr negativ auswirken. Es erhält den Eindruck, dass ein

harmonisches Zusammenleben der Menschen ein unerreichbares Traumbild bleibt.

Und was ist denn das Endergebnis aller dieser Einrichtungen und Bemühungen? Denn dass die Erziehung solcher Zöglinge Mühe kostet, wird wohl Niemand bestreiten. Vielmehr gibt es deren Manche, welche meinen und sagen: Um was bemüht ihr euch? Sehet ihr denn nicht, dass all euer Thun umsonst ist? Buben, die aus solchen Häusern herkommen und schon jung so verzogen sind, könnt ihr nicht mehr gerade machen. – Noch Andere sagen: Uns thut es leid, aber wir befürchten auch, dass ihr euch umsonst plaget. Eine starke Strömung der Gegenwart geht ja scharf genug wider Christentum und Religion, und doch sind wir der Meinung, ohne diese sei höchstens eine sklavische Dressur möglich, nicht aber eine wahrhaftige innere Rettung. – Was sollen wir selber, was können alle braven und ernstgesinnten Erzieher und Vorsteher dazu sagen?

Wir wollten unserem schwerfälligen Lehrer einmal einen Stein in den Weg legen. Wir suchten einen schweren Brocken, den wir vor die Eingangstüre beim Althaus legten. Wir hatten zuvor beobachtet, welchen Weg er jeweils ging und wussten genau, dass er immer denselben Trampelpfad innehatte. Wir versteckten uns hinter der grossen Hauseingangstüre und lauschten gespannt in der Dunkelheit auf seine schweren Schritte. Endlich kam die grosse Gestalt. Und prompt, wie erhofft, stolperte er über den grossen Stein. Er konnte sich gerade noch am Türgriff halten, bevor er ganz gestreckt am Boden gelegen wäre. Langsam erholte sich das Opfer von seinem Schreck, richtete sich auf und drehte sich um. Und da lag, gerade vor seinen Füßen, ein grosser Brocken. Hm, dachte er, wie ist wohl dieses Hindernis dahin gekommen? Kurz entschlossen nahm er den Stein, trug ihn über den Vorhof und verschwand hinter der Schulhaustüre. Verwundert schauten wir uns an und fragten, was wohl damit geschehen würde?

Voller Neugier und Erwartung gingen wir am nächsten Morgen zur Schule. Kaum sassen wir recht in unseren alten Schulbänken, dröhnte schon seine gewaltige Stimme: «Wär hät mir dä Stei in Wäg gleit?» und dabei öffnete er eine Schranktüre und zeigte mit einem seiner dicken Finger auf das bekannte Objekt. Wir erschrakten und niemand wagte ein Wort der Ausrede. Was wir uns damit aufgeladen hatten, wurde uns etwa zwei Stunden später bewusst. Die ersten Schulstunden verliefen ruhig. Doch wie üblich, je länger der Unterricht, desto grösser die Ungeduld. Irgendwann reichte unser Lärmpegel der Geduld unseres Lehrers. Er rief den grössten Clown der Klasse nach vorn und öffnete, zu unserem grossen Erstaunen, eine bereits bekannte Schranktüre. Da lag das schwere Ding! Was jetzt folgte brauchte keine weiteren Erklärungen. Die kurze Bemerkung des Lehrers lautete nur: «Was ihr mir in Wäg gleit händ, könder jetz au sälber träge!» Und so geschah es ab und zu, dass einer von uns, mit dem Rücken zur Klasse, den Stein halten musste.

Sehr geehrte Hauseltern,

Ihre Zeilen haben auf 2 Bedürfnisse ganz verschiedener Art hingewiesen: Korbball und Schweizerfahne, beides rechte Bubewünsche. Besonders erfreulich ist, dass eine so grosse Zahl von Stimmen das Symbol unseres Vaterlandes als dringendster Wunsch bezeichnet hat. Das lebendige Bedürfnis, Sonn- und Festtag durch die Schweizerfahne zu ehren darf wohl als ein gutes Erfolgszeichen Ihrer pädagogischen Bestrebungen gewertet werden!

Obgleich ich persönlich fast mehr Freude hätte, den Buben diesen Wunsch zu erfüllen, möchte ich Ihnen den letzten Entscheid in aller Freiheit überlassen. Sie übersehen doch viel besser als ich, was

den Buben am meisten am Herzen liegt, so dass Sie durchaus mit einem Einverständnis rechnen können, wenn Sie sich für den Korbball entschliessen.

Der Tod eines Zöglings beim Sturz vom grossen Kastanienbaum hat auch unser Leben geprägt, wurden wir doch erstmals mit diesem konfrontiert. Wer von den Dabeigewesenen erinnert sich nicht gerne an die alpinen Schulreisen auf den Cavadirasgletscher. Diese Reise wurde gar zweimal durchgeführt, bei der zweiten zog ich einen ellenlangen Holländer am Spazierstock in die Höhe, dieser Herr ist heute Bürgermeister einer holländischen Stadt. Geburtstage, welche mit einem eigenen Kuchen in der Gartenlaube gefeiert werden konnten. Als wir eines Tages eine Spende erhielten, wurde zum Missfallen der meisten Stifter eine Schweizerfahne angeschafft, anstelle von Fussbällen. Wer mag sich nicht an die grossen Schlachten mit Speer und Schild erinnern. Oder die Grosstaten auf dem Fussballplatz unter Lehrer Schläpfer. Später wurde dann mit gefundenen Tennisbällen gespielt, für mehr reichte es nicht. Schuhe mit Kartoneinlagen verursachten viel Kopfweh.

Am 15. Dezember wurde ein Zögling, der noch bis Ostern hätte bleiben sollen, durch seinen Vormund auf eine nicht eben rühmende Art plötzlich weggenommen, so dass eine ernste Hinderung von seiten des Präsidenten hätte eintreten müssen, wenn derselbe nicht schon am 17. mit einem Bruder nach Amerika abgereist wäre. Solche verfrühte Austritte dürfen natürlich sonst nicht vorkommen; denn die Aufgabe der Anstalt kann nur gehörig erfüllt werden, wenn man ihr auch die Zeit dazu gönnt. Die Pestalozzi-Stiftung soll keine blosse Versorgungs-, sondern eine Erziehungsanstalt sein. Im vorliegenden Falle hoffen wir, die höhere und ernste Schule des Lebens werde das von uns angefangene Werk vollenden; der Zögling hat wenigstens, wie Herr Direktor meldet, dankbaren Sinnes günstigen Bericht gesendet. An die erledigte Stelle ward am 1. Februar von drei Anmeldungen aufgenommen der 127. Zögling seit dem Bestehen unserer Anstalt, ein schwaches, der Erziehung höchst bedürftiges zehnjähriges Bubenkind.

Die Hauseltern sind verantwortlich für Erziehung, Schule und Freizeit; es helfen ihnen dabei sieben Mitarbeiter. Die beiden Lehrer leiten nebst ihrer Schulabteilung eine Bubengruppe und helfen auch bei allen Arbeiten in Haus und Hof mit. Die beiden Gehülfinnen, meist Schülerinnen einer sozialen Frauenschule, haben nebst ihrer erzieherischen Tätigkeit, Wäsche und Nähstube und, zusammen mit den Zöglingen, alle Haus- und Putzarbeiten zu besorgen. Für das leibliche Wohl sorgt eine Köchin. In der Landwirtschaft arbeiten der Meisterknecht und ein Melker. Auch sie haben unsere Buben in der Arbeitszeit und während der Ferien anzuleiten. Wo nötig und ratsam, wird für schwierige Sorgenkinder der Hausarzt oder der Psychiater zugezogen.

Der Tag mit dem furchtbaren Sturm. Keiner von uns allen wird ihn je vergessen können, jenen Samstagnachmittag. Die meisten Buben waren im Freien, die Pferde mit dem Wagen auf dem Felde, einige Buben mit dem Lehrer auf der Herrenberglinde. Man sah das Unwetter nicht kommen, es war einfach da. Nur einige Minuten rasten die Elemente mit ihrer verheerenden Wirkung. Plötzlich war alles dunkel, ein Lärm und Tosen in der Luft, so dass man kaum fähig war, einzelne Eindrücke aufzunehmen. Und was für ein Bild bot uns nachher das Gehöft. Hunderte von Ziegeln lagen am Boden, Decken und Böden vom Regen durchnässt, Dutzende von Festerscheiben eingedrückt. Die Betten waren ganz nass, die schweren Rosshaarmatratzen flogen aus den Bettstellen. Das Kamin auf dem Waschhaus war zusammengestürzt. Und draussen:

Leitungsstangen geknickt, überall ein Wirrwarr von Drähten. Kein Telefon, kein Licht, kein Kochstrom. Unsere Kastanienbäume zerrissen; viele kraftstrotzende Obstbäume zersplittert, entwurzelt. Und die Buben? Wir zählten sie mit Bängen, alle waren da, auch die Buben vom Herrenberg. Die Linde zerrissen, die Buben unverletzt. Dort wo vorher die Pferde gestanden waren, lagen drei Bäume übereinander, Mann und Ross gesund unter Dach. Dieses gemeinsame Erleben hat uns allen einen tiefen, nachhaltigen Eindruck gemacht. Worüber sollten wir mehr staunen, über die Kraft des Sturmes, oder über das Wunder, dass Menschen und Tiere verschont blieben?

*

Bis zum Jahr 1909 ungefähr hatte man in der Stiftung Petrollicht im Hause. Die Hausmutter hätte sich sehnlichst eine Gasbeleuchtung gewünscht, die doch weniger Arbeit verursacht hätte; das Gaswerk lag ja in nächster Nähe! Es kam nie zur Erfüllung dieses Wunsches. Alle Abend mussten die Petrollämpchen mit der Kanne nachgefüllt werden, was in der alten Küche gemacht wurde, dann, von den Erwachsenen angezündet, wurden sie ins Schulhaus getragen. Am Morgen hatte der Lämpbibub die Glasstiefel der Lampen in der alten Küche zu putzen und im Lampenkasten zu versorgen. Im Vorkeller befand sich ein gemauerter Behälter mit doppelter Eisentüre. Dort drin war das Petrolfass, von dem man nur unter Aufsicht der Hauseltern Petrol in die Kannen holen durfte. In den Gängen konnten die Lampen in eine Nische gestellt werden, wo sie während der ganzen Nacht brannten. Über der Nische zog sich ein immer breiter werdender Rußstreifen bis zur Decke hin. Im Speisesaal hingen zwei grosse Zuglampen mit einem Behälter von etwa 3 Litern Inhalt. Unser Vater konnte sie vom Boden aus herabziehen und anzünden, weil er gross war; aber alle andern Leute mussten zum Anzünden und Ablöschen auf Stühle und Bänke klettern. Der Verbrauch an Zündhölzern war erheblich, man bezog sie kistenweise.

*

Zu Führern durch die beiden Häuser und die Scheune waren die Zöglinge ausersehen. So wanderten die vielen Grüpplein durch das Heim, jedes geführt von einem Buben, der mit sichtlichem Stolz all die schönen und praktischen Einrichtungen zeigte, als wäre dies alles sein Eigentum. Kein Winkel durfte vergessen werden. Zu unterst im Keller zeigte er den einfachen Süssmostapparat und zu oberst unter dem Dache die kleine Schnitzerwerkstatt. Doch zwischen Keller und Dach gab es noch viele schöne Sachen zu bestaunen: Die selbstangefertigten, geschnitzten Tische und Stühle, die buntbemalten Kasten, Truhen und Betten, die selbstgewobenen farbenfrohen Decken und Bettanzüge. Die helle Freude leuchtete den jungen Führern aus den Augen, wenn sie bekennen konnten, das hätten sie mit dem Hausvater gemacht. Wir staunten ob der Geschicklichkeit der Hauseltern und ihren Helfern und freuten uns, wie die Zöglinge durch die Arbeit im Heim zu guten und brauchbaren Menschen erzogen werden und in ihnen der Sinn für das Schöne und Bodenständige geweckt wird.

*

Beim Schreiben dieser Zeilen denke ich, dass die Freizeit der Kinder, verglichen mit heute, kurz bemessen war, aber von den Buben intensiv genutzt wurde. Damals kannten wir im Heim weder Radio noch Fernsehen, aber ich glaube, dass sich die Kinder kaum langweilten. In den Spielstuben wurde gespielt und Geschichten erzählt, in der einfachen Werkstatt nach eigener Phantasie gebastelt. Dort entstanden zum Beispiel aus alten Makkaroni-Kisten Wägel aller Art, Schwerter und Schilde für ihre Soldatenspiele und Hockey-Knebel für ihre Matches. Den grössten Teil ihrer freien Zeit erlebten die Buben draussen bei verschiedensten Spielen auf dem Turnplatz, um die Häuser herum und im nahen Wald. Die Kleinen bauten im Sandkasten die Anlagen für ihre Eisen-

bahn, die Grösseren ihre Hütten. Mit viel Liebe pflegten sie ihre eigenen Gärtchen und Tiere. Auf dem asphaltierten Rollschuhplatz, der von den grossen Buben bei tiefen Temperaturen zu einer Eisbahn umgestaltet wurde, herrschte Sommer und Winter reges Leben. Auf den Hängen unserer Wiesen und auf dem steilen «Täliweg» liess es sich herrlich schlitteln und skifahren.

*

Direktoren, Vorsteher, Hausväter, Heimleiter

1869–1897	P. Tschudi	1956–1960	M. Plüss
1897–1906	H. Tschudi	1960–1983	H. Stotz
1906–1932	H. Bühler	1983–1985	H. Böhlen
1932–1954	G. Fausch	1985–	D. Loosli
1954–1956	E. Handschin		

*

Überall und wie irgend nur möglich soll auch die Fertigung der Hand geübt werden. Das Können gibt dem Kinde Sicherheit, es muss der Gegenpol des Wissens sein. So haben wir mit eigenen Kräften die beiden Stuben eingerichtet, alle Schlafzimmer umgebaut und manches im und ums Haus verschönert. Dieses Schaffen ist die beste Abhilfe für alle Beziehungsarmut zur Umwelt. Es ist uns auch gleichzeitig Wegweiser für die Berufswahl. Nebst der Bastelwerkstatt, in der vor allem geschnitzt wird, haben wir eine Handweberei mit drei Webstühlen. Wir weben Küchen-, Tisch-, Bettwäsche, Vorhänge, Teppiche, Kleiderstoffe und verwenden dazu die Wolle unserer Schafe und den selbst gebauten Flachs.

*

Ich wurde von meiner Mutter nach Schlieren in die Pestalozzistiftung gebracht.

Es war für mich als 11jähriger, eher fein gebauter Knabe, ein schrecklicher Tag. Mit der Rückkehr meiner Mutter nach Hause, hatte ich die mir anvertraute Umgebung und meine Bezugspersonen verloren.

Bis zum Frühjahr ging ich noch in die 4. Klasse. Der Einstieg war relativ optimal für mich, hatte ich doch einige Vorteile. Ich war einer der älteren in der gemeinsamen Schule 1.–4. Klasse und meine Schulleistungen waren im Vergleich zu den Heimschülern etwas besser. Da ich in der Gruppe der Kleinen einer der älteren und grösseren war, hatte ich nicht so grosse Integrationsprobleme. Auch meine Betreuerinnen ausserhalb der Schule waren sehr herzliche, liebe Menschen. Eine fast unmögliche Umstellung war auch das Essen, zum Beispiel unser Frühstück bestand aus einer «Vaterlandskachel» Milch und einigen Stücken Brot. Die Milch wurde aber bereits zum voraus eingeschenkt, somit bildete sich ein Pelz über der Milch. Ich konnte anfänglich keine Milch ohne Kaffee oder Schokolade und erst recht noch mit Pelz trinken. Somit musste ich einige Zeit auf das Frühstück verzichten, bis ich mich überwunden hatte!

*

Viele unserer Kinder haben den Wunsch, einmal mit dem Pferd durch die Wälder und über Wald- und Wiesenwege zu galoppieren. Es schweben ihnen dann Bilder vor, wie sie sie von Wildwestfilmen her kennen. Nur, die meisten der Kinder stellen sich das viel zu einfach vor. Man kann eben nicht schnell auf ein Pferd sitzen und davon galoppieren, wenn man es nicht gelernt hat. Und dieses Lernen braucht Zeit und viel Geduld für die Kinder, aber auch für den, der die Kinder in die Kunst des Reitens einführt. Bereits beim heilpädagogischen Reiten erfahren die Kinder am eigenen Leib wie schwierig es ist, ruhig, entspannt und im völligen Gleichgewicht auf dem Pferd sitzen zu können. Mit der Zeit und in kleinen Schritten lernen die Fortgeschrittenen, wie ein Pferd gesattelt und gezäumt wird. Dann kommen die ersten Reitstunden. Zuerst im Schritt, dann im Trab und das alles im geschützten Rahmen des Vierecks. Und wenn all diese Hürden genommen sind, geht es ins Freie.

Es ist mir immer eine Freude, in die Pestalozzistiftung zu gehen und immer eine Beruhigung, einen meiner Schützlinge Ihnen anvertrauen zu dürfen. Was ist doch aus der Stiftung unter Ihrer Ägide geworden, was, möchte ich sagen, haben Sie auch der alten «Hütte» gemacht! Und vor allem, was für eine Freude muss es für jeden einzelnen der Knaben sein, dass er bei diesem Ausbau und dieser Verschönerung mithelfen durfte. Wenn das alles für den Besucher so schön und fast selbstverständlich aussieht, so kann ich mir leicht denken, wie viel Mühe, Sorge, Arbeit und Geduld es von Ihnen beiden erheischte und weiter erfordert, zumal in diesen Zeiten. Aber vielleicht ist es ja auch eine Genugtuung für Sie, dass man von all diesem nichts merkt, sondern nur die harmonische Atmosphäre sich dem Besucher eindrücklich einprägt.

*

Die Tagesordnung ist nämlich folgende:

Im Sommer: Aufstehn um 5 Uhr, Hausgeschäfte bis 6 Uhr. Morgenessen. Unterricht 6½–8½ Uhr, Feldarbeit 8½–12 Uhr. Mittagessen. Pause bis 1 Uhr. Unterricht 1–2 Uhr. Feldarbeit 2–4 Uhr. Abendbrod. Unterricht 4½ Uhr bis zur Dämmerung.

Im Winter: Aufstehn um 6 Uhr, Unterricht bis 7 Uhr. Morgenessen. Hausgeschäfte bis 8 Uhr, Unterricht 8–12 Uhr. Mittagessen. Pause bis 1 Uhr. Arbeitszeit 1–4 Uhr. Abendbrod. Unterricht 4½–6½ Uhr.

Im Team machte ich also den Vorschlag, einen Gruppenkaffee einzuführen. So trafen wir uns jeden Mittwoch nach dem Mittagessen in der Gruppenstube. Das Ziel war: der orale Genuss möge auch den gemeinschaftlichen Aspekt in Ruhe unterstreichen! Nach dem ersten Mal waren wir sehr ermutigt. Ich erlebte, wie eine wilde Bande genüsslich Guetzli und Kaffee bzw. Zucker mit Kaffee in sich hineinschlang. – Und – es war ruhig! In diese Ruhe hinein erzählte ich ihnen von meinen ersten Eindrücken: was mich beschäftigte, froh, traurig und auch wütend machte. Und so hoffte ich, dass sie die erste Regel unseres Zusammenlebens ebenso genüsslich in sich aufnahmen: «Ich bitte euch, in den Räumen keine Pantoffeln mehr herumzunknallen. Wollen wir das gemeinsam eine Woche lang probieren? Ja!?» Sie waren einverstanden. Es war für mich eine eindrückliche Erfahrung, mitzuerleben, wie diese Kaffees bzw. Gruppensitzungen das Fundament zur Gestaltung unseres Zusammenlebens wurden. Bald waren sie nicht mehr wegzudenken. Es entstand für sie eine Welt, in der sie lernen konnten, positiv miteinander umzugehen. Natürlich wurde manchmal lautstark geflucht, aber – die Fäuste blieben im Sack und die Pantoffeln an den Füßen!

*

Die «Kleinen» aber schifften eines Nachmittags hin, bis sie kamen in die Seehöhe von Bendlikon. Dort gingen sie, wie die Bienen dem Honigseim der Blumen, einem ihnen wohlbekannten feinen Wohlgeruch nach, der sie die Quelle des Duftes in der Schokoladenfabrik der Herren Lindt und Sprüngli finden liess, und die Leiter derselben waren gutmütig und kinderfreundlich genug, den kleinen lüsternden Gästen ihre süssen Tore zu öffnen und ihnen all die Schokoladenherrlichkeiten zu zeigen und – last but not least – den Leckermäulchen etwa ein passantes Versückerlein auf die Zunge zu legen. Unsere kleinen Freunde waren starr vor Entzücken. Das war ja ein lebendig gewordenes Märchen; das war ja wie weiland bei Hänsel und Gretel und ihrem Knusperhäuschen. Dass man da nicht alle Tage hinging, wo doch die süssen Sachen nur so herumlagen, fast wie bei uns die Mützen und Papierfetzen! Ja, dieser schlaraffische Ort hatte eingeschlagen bei unserem jungen Volk. Selig-verklärten Blicks, die Hände voll Naschwerk, gingen sie von hinnen. Jenes Schokoladenparadies wird den kleinen Erdenbürgern unvergesslich bleiben.

In der Zeit, während welcher unser Vater Vorsteher in der Stiftung war, ist in der Heimfamilie kein Todesfall eingetreten. Wohl aber Krankheit. Ich denke an die verschiedenen Epidemien von Scharlach und Mumps oder Diphtherie und Thyphus, an die Unfälle mit Sensen oder gar mit der Ausschwinde im Waschhaus, an jene Badeunfälle in der Limmat, bei denen man die Retter mit Geld belohnen konnte, oder aber der schlimmen Grippeepidemie im Jahre 1918. Innert dreier Tage lagen alle Buben samt Lehrer, Landwirt und Hausgehilfinnen im Bett. Zur Pflege blieben die Hausmutter, ein Lehrer und ein Zögling. Zu allem Übel hatte man am ersten Krankheitstag noch ein Schwein geschlachtet! Niemand konnte essen, nicht einmal die Nachbarn. Was man nicht in Salz legen konnte, musste man den Tieren verfüttern. Kühlschränke gab es damals nicht. Für 14 Tage war das Menü Tee und Schleimsuppe. Auch Unfälle und Krankheit bei den Tieren gaben zu allerlei Betrachtungen Anlass, besonders als man die Milch sehr sparen musste, weil im Stall nur noch zwei Kühe standen, die andern Tiere hatte man abtun müssen wegen einer Tuberkuloseepidemie unter dem Vieh. Das hatte zur Folge, dass man den Viehstall abreißen und neu bauen musste. Noch erwähnen kann man das Fehljahr 1913, wo an den vielen Obstbäumen vielleicht 3 (drei) Äpfel zu ernten waren. Man legte sie zum Anschauen in den Speisesaal. Durch Vermittlung konnte man dann einige hundert Kilo Obst kaufen.

*

Die zum Teil grundverschiedenen Zielsetzungen einem Gesamtziel unterzuordnen, verlangt von den Mitarbeitern des Heimes ein grosses Mass an gutem Willen. Erschwerend kommt hinzu, dass sich die verschiedenen Arbeitsgebiete nur schwer abgrenzen lassen. Ein weiteres Problem bildet die Identifikation des Erziehers mit seinem Beruf. Die Arbeit mit erziehungsschwierigen Kindern führt ihn zwangsläufig zur Konfrontation mit seiner eigenen Erziehung und mit sich selbst. Wir stellen fest, dass Menschen, die in ihrem persönlichen Lebensbereich Probleme haben, nicht selten die Sozialarbeit als berufliches Tätigkeitsfeld wählen. Sie sind im falschen Glauben, mit der Betreuung von hilfebedürftigen Menschen auch ihre eigenen Probleme erkennen und lösen zu können. Zwar vermögen sie sich gut in die Gedankenwelt der ihnen anvertrauten Menschen einzufühlen, ohne jedoch in der Lage zu sein, die erzieherische Führung zu übernehmen. Sie stehen sich gewissermassen selber im Wege.

*

Beim Eintritt hat jeder Knabe folgende Kleidungsstücke mitzubringen: Einen vollständigen, neuen Werktagsanzug von Zwilch oder Eberhaut, einen vollständigen, neuen Sonntagsanzug von gutem Halbwollstoff, vier weisse Hemden mit angesetzten Krägen, zwei farbige Hemden mit getrennten Krägen, zwei Halsbinden, ein Halstuch (Bajadere), eine Tuchkappe, einen Strohhut, sechs Nastücher, zwei Paar gute Schuhe, davon das eine neu, drei Paar Sommerstrümpfe, drei Paar Winterstrümpfe; ferner eine Schuhbürste, eine Kleiderbürste, einen Kamm und einen Regenschirm. Mangelndes wird von der Anstalt auf Kosten der Versorger ergänzt.

*

Neben der Schule gab es zum Glück noch andere Beschäftigungen. Wir durften sehr oft im angeschlossenen Landwirtschaftsbetrieb mitarbeiten. Im Grossen und Ganzen hat mir das sehr gut gefallen. Vor allem wenn wir im Sommer das Heu einfuhren, war es immer eine Riesengaudi, von der Einfahrt ins frische Heu zu springen. Ansonsten durften wir bei allen so das Jahr hindurch anfallenden Arbeiten wacker mithelfen. Kühe, Schweine und Hühner und ein Ross gehörten auch zum Hof. Kaninchen durften wir auch halten. Ich hatte auch eines, weiss aber nicht mehr, wie es hiess und ob es in der Pfanne landete oder nicht!

(Fortsetzung folgt)